

E. beherrscht sein umfangreiches Material hervorragend. Er formuliert stets klar, die scharfsinnige Kritik ist gelegentlich beißend, immer detailliert begründet. E. achtet vor allem auf ungenannte Voraussetzungen, unbegründete Einschränkungen der Deutungsalternativen vorgegebenen Materials, unkritische Übernahme des Erzählrahmens im Pentateuch; auf die – von ihm stets getadelte – Verwendung von Bezeichnungen wie „Israel“, „Haus Josef“ für Gruppen vor der „Landnahme“ und außerhalb Kanaans. Allerdings kritisiert E. die Autoren nicht nur immanent unter Rücksicht der Stimmigkeit ihrer Argumentation, sondern auch von seinem eigenen Konzept der Vorgeschichte Israels her. Leider stellt er dieses Konzept nirgends dar. Nebenbei wird deutlich, daß er z. B. die Hypothese einer großen aramäischen Wanderwelle ablehnt, die Theorie einer Landnahme im Zuge von Sesshaftwerdung zuvor nomadisierender Bevölkerungsteile nicht akzeptiert (er steht anscheinend der Konzeption N. K. Gottwalds und M. B. Rowtons nahe) und bisher verbreitete literarkritische Grundannahmen zum Pentateuch sehr skeptisch beurteilt (seine eigene literarkritische Position bleibt unbekannt). Um so mehr vermißt Rez. ein zusammenfassendes Kapitel, in dem abschließend die Erträge der über hundertjährigen Forschungsgeschichte nach Behauptungen, bleibenden Problemstellungen, erfolgversprechenden Lösungswegen dargestellt werden. Wenig Beachtung schenkt E. den Diskussionen um die Rolle Moses beim Exodus. Auffällig erscheint Rez. vor allem, wie wenig man über die stark divergierenden literarkritischen Analysen der einschlägigen Texte, die Rückwirkung dieser Analysen sowie der ganz unterschiedlichen zeitlichen Einordnung der Pentateuchquellen und der nicht quellenhaften Textteile auf die historische Rückfrage erfährt. Wo und wie Textanalyse und historische Kritik aufeinandergestoßen sind, wie sie trotz teilweise divergierender Objekte und unterschiedlicher Methoden gemeinsam eine Hypothese über die Vorgeschichte Israels ermöglichen könnten, bleibt so doch dunkel. Dennoch ist das höchst informative, interessante Einblicke in die Forschungsgeschichte eröffnende und die nicht-deutsche Forschung ungewöhnlich gründlich berücksichtigende Buch sehr zu empfehlen.

W. Groß

Rose, Martin, *Deuteronomist und Jahwist. Untersuchungen zu den Berührungspunkten beider Literaturwerke* (Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments 67). Zürich: Theologischer Verlag 1981. 342 S.

Am besten führt man in diese ständig am kleinen Detail und dazu noch fast immer in disputierender Auseinandersetzung mit der jeweils letzten Spezialuntersuchung sich vorwärtskämpfende Züricher Habilitationsschrift von ihrem Ende her ein – ähnlich wie sie selbst das Pentateuchproblem gewissermaßen vom Ende her aufrollen will. In einem Abschnitt „Resultate und Perspektiven“ (316–328) deutet R., selbstverständlich mit vielen Fragezeichen und Vorsichtsklauseln, das Bild der Entstehungsgeschichte von Tora und Vorderen Propheten an, das sich ihm aus seinen Einzeluntersuchungen zu ergeben scheint und das selbstverständlich noch durch viele andere Einzeluntersuchungen zu unterbauen oder zu variieren wäre. Die eigentliche Geschichte dieser großen Literaturblöcke beginnt nicht etwa in salomonischer Zeit, wo ein „salomonischer Jahwist“ in Anlehnung an ein vorgegebenes heilsgeschichtliches Credo die mündlichen Traditionen Israels verschriftlicht hätte (so von Rad). Vielmehr hat die in (früh-)exilischer Zeit virulente Frage des Rechtes Israels auf sein Land die Abfassung des ältesten umfassenden Geschichtswerks provoziert. Es ist das vom Deuteronomium bis zum 2. Buch der Könige reichende „Deuteronomistische Geschichtswerk“, in dem ein Verfasser sich sukzessive von der Königszeit aus bis zur Landnahmethematik zurücktastet. Je weiter er in die Vergangenheit zurückgreift, desto deutlicher formuliert er in seiner eigenen, der „deuteronomistischen“ Sprache, die deshalb im Deuteronomium und in Josua am klarsten hervortritt. Im Anfang des Werks, Dtn 1–3, demonstriert er mustergültig, „wie Landnahme nur noch konditional funktioniert: Landnahme, Landbesitz und Landverlust stehen unter der Kondition von (Gesetzes-)Gehorsam und Ungehorsam“ (325). Von hier ausgehend, hat dann der „Jahwist“ der Bücher Exodus und Numeri gewissermaßen einen Vorbau hergestellt. Sein permanentes Thema „Murren in der Wüste“ stammt aus exilischer Ernüchterung und aus einer gewissen Distanz gegenüber „zu optimistischen Erwartungen an einen Jahwe-Gehorsam des Volkes“. Die Wüstenwanderung zeigt, daß das Volk fundamental unbrauchbar dazu ist, „den menschlichen Partner des göttlichen Heilswerks abzugeben“ (325). Alles hängt an neuer Exodustat Got-

tes, weshalb die Darstellung des Exodus den Anfang bildet. Das wird dann in weiteren literarischen Vorbauten theologisch expliziert. Die Patriarchen-Erzählungen der Genesis stehen unter dem „Leithema der allen menschlichen Handlungsmöglichkeiten vorauflaufenden göttlichen Verheißung“, die Urgeschichte stellt vor die Verheißung deren Kontrast, die „als anthropologisch-total beschriebene menschliche Schuldverstrickung“ (326). Bei einem derart definierten, nach-deuteronomistischen „Jahwisten“ erübrigt sich natürlich die leidige, seit Martin Noth virulente Frage nach einer nicht auffindbaren und angeblich verlorenen „jahwistischen Landnahme-Erzählung“. Der Jahwist brauchte nie eine solche zu schaffen, weil er ja von einer ihm vorgegebenen ausging und sie nur durch Vorbauten bis in urgeschichtliche Tiefe hinein ergänzte. Es gab nie ein selbstständiges jahwistisches Werk, sondern nur möglicherweise ein Geschichtswerk, das am Ende „Genesis bis 2Kön umfaßt“ hat (327). Eine der jahwistischen Arbeit parallel laufende analoge Weiterarbeit auf der Grundlage des Deuteronomistischen Geschichtswerks „in einem anderen geographischen, kulturellen und theologischen Rahmen“ führte gleichzeitig, also auch in exilisch-nachexilischer Zeit, zur Produktion des Priesterlichen Geschichtswerks. Durch die Zusammenarbeit des Jahwistischen und des Priesterlichen Werks entstand der Hexateuch (328). Selbstverständlich verfügten die Schöpfer dieser Werke schon über ältere literarische Kompositionen, der Deuteronomist etwa über die „Thronfolgegeschichte“. Doch in einem ganz anderen Ausmaß als üblich muß damit gerechnet werden, daß auch in nachexilischen Redaktionschichten noch ohne literarische Vermittlung alte und älteste Einzelinhalte aus der mündlichen Tradition aufgenommen werden konnten. Ja, man gewinnt manchmal bei R. den Eindruck, daß der historische Nachrichtenwert einer Aussage über die Frühzeit Israels um so größer sein könne, je jünger die Redaktionsschicht ist, die die Tradition erstmalig aufnahm. Sie blieb dann gewissermaßen länger im Gefrierschrank und konnte in der Küche nicht mehr so sehr theologisch verkocht werden wie andere, früher auf den literarischen Ofen gebrachte Nachrichten. Über den Gefrierschrank und seine Konservierungsmechanismen wird allerdings kaum reflektiert. In mancher Hinsicht erinnert das vorgelegte Modell an die Theorien der „skandinavischen Schule“ um die Jahrhundertmitte, die ja vielleicht nur deshalb so klanglos untergegangen sind, weil niemand sich die Mühe machte, sie durch Einzelanalysen an den Texten zu verifizieren.

Dieses Buch besteht im Gegensatz dazu fast nur aus Einzelanalysen, und das jetzt referierte Gesamtbild ist eher ein Ausblick als eine These. Trotzdem ist es vielleicht angebracht, vor einer Beschäftigung mit den Einzelanalysen auch schon einmal über den Gesamtentwurf nachzudenken. Es ist ja auch nicht so, daß er sich zufällig hinterher ergeben hätte. R. berichtet im Vorwort selbst, daß er als Assistent von H. H. Schmid in Bethel zu dieser Arbeit provoziert wurde. Damals waren bei Schmid die Vorarbeiten für seine „schließlich (1976) ‚Der sogenannte Jahwist‘ titulierte Studie“, in der er den klassischen Jahwisten in deuteronomische Zeit datierte, im Gange (8). Man gewinnt den Eindruck, daß R. gegenüber seinem oft recht großflächig argumentierenden Diskussionspartner eher das Recht der Detailanalyse verfocht und daß er unterwegs auch verschiedene Bekehrungen durchmachte. Insofern hat er sicher nicht einfach auf ein klar vorgegebenes Leitbild zugearbeitet. Aber ein solches war trotzdem, geliebt oder ungeliebt, vorhanden und wirkte sich aus. Deshalb kann man es in der Gestalt, die es am Ende des Buches angenommen hat, auch einmal selbst kritisch ins Auge fassen. Dann stellen sich verschiedene Fragen. Die erste wurde schon angedeutet: Es ist die nach den Mechanismen der für viele Fälle mehr als ein halbes Jahrtausend dauernden vorliterarischen Tradition. Sie müssen plausibel sein, soll die Theorie als ganze einleuchten. Zweitens müßte erklärt werden, warum dieser nachdeuteronomistische „Jahwist“, wenn ihm eine mit dem Aufbruch vom Sinai beginnende Landnahmeerzählung als Ausgangspunkt diente, sich die Mühe gemacht hat, alles, was ihm von Num 10 ab zuzuteilen wäre, nochmals einzubringen. Da doppelt er ja das, was von Dtn 1 ab schon vorgelegen hätte, obwohl er nur einen Vorbau dazu herstellen wollte. Drittens fragt man sich, warum er nicht jene Linie weiterführte, die R. im Deuteronomistischen Geschichtswerk gefunden zu haben glaubt: je ferner die Vergangenheit, desto reiner die deuteronomistische Sprache und Darstellungstechnik. Denn diese Tendenz setzt sich ja nun offensichtlich nicht hinter Dtn 1 ins Buch Numeri hinein fort, ja im Detail muß wohl vieles, was Schmid und Rose zumindest in die Nähe deuteronomistischer Sprache und Theologie rücken, eher wieder etwas mehr abgerückt werden. Viertens spräche an

sich für ein solches Postulat immer reineren deuteronomistischeren Charakters, je mehr man Richtung Genesis rückwärts geht, der Befund bei der parallel konzipierten Priesterschrift: Dort liegt zwar eine andere Sprache und Theologie vor, aber eben etwas in seiner Art sehr Reines und Durchgearbeitetes. Fünftens scheint die Rückverweistheorie des Deuteronomiums in allen seinen Schichten doch so etwas wie ein „jehovistisches Geschichtsbuch“ (Terminologie Wellhausens) vorauszusetzen. Das haben D. E. Skweres und J. Milgrom neuerdings unabhängig voneinander herausgearbeitet. R. konnte diese Arbeiten noch nicht kennen, aber die Ergebnisse von Skweres lassen sich – auch wenn ganz verschiedene Textgruppen untersucht sind – nachträglich nicht so leicht beiseiteschieben, wie das auf S. 323 in Anm. 50 getan wird. Man müßte also für die Eigentheorie des Deuteronomiums, es setze bestimmte Darstellungen voraus, eine Erklärung bieten, die die eigene Gesamtheorie rettet und gegenüber anderen Theoriemöglichkeiten plausibler erscheint. Mit all diesen Fragen an das vorgelegte Leitmodell für die literarische Geschichte von Gen bis 2 Kön ist nicht notwendig als einzig mögliches Gegenmodell die von Radsche Konzeption des „salomonischen Jahwisten“ verteidigt. Wohl aber lenken sie den Blick doch wieder auf einen der deuteronomistischen Literatur schon vorgegebenen, vorpriesterlichen Tetrateuch, über dessen genaueren Umfang und interne Schichtung und Komposition sich dann durchaus streiten ließe, ebenso wie über den Zeitansatz des Ganzen und seiner Teile.

Doch dies sind globale Bemerkungen zur globalen Schlußvision des Buches. Wie stehts mit der Arbeit am Detail? Hier wäre eine so umfängliche Einzeldiskussion nötig, daß sie sich im Rahmen einer Besprechung leider nicht leisten läßt. Deshalb nur einiges eher Summarische! Im umfanglichsten Teil (21–169) diskutiert R. die Frage, ob sich in Jos 2–6 als Quelle ein „salomonischer Jahwist“ nachweisen lasse. Er untersucht die Texte, auf die sich die beiden jüngsten Vertreter dieser Annahme, E. Zenger und E. Otto, gestützt haben (F. Langlamet schiebt er irgendwo mittendrin wegen methodischer Unzulänglichkeit beiseite). Es handelt sich um Jos 5,10–12 (und Ex 16,35) um Jos 5,13–15 (und Num 22,22–35; Ex 3,1–5), um Jos 3,5 (und andere Belege für *'šb nipla'ot*), um Jos 4,19 b (und Ex 13,20; 16,35 b), um Jos 2,17.20 (und Gen 24,8). In allen Fällen wird die Argumentation der Gegner als nicht schlüssig erwiesen, nach meiner Meinung zu Recht. Die eigenen Ergebnisse sind in fast jedem Fall verschieden, doch weisen sie immer, falls überhaupt literarische Zusammenhänge vorliegen, auch für die Texte aus Gen-Num in unmittelbar vor-, ja nachdeuteronomistische Zeit. In einigen Fällen ist das sicher richtig, vor allem, wenn es sich um Elemente der Priesterschrift handelt (wie ich bei Jos 5,10–12 und Jos 4,19 b und Parallelen altmodischerweise weiterhin für richtig halte). In anderen Fällen müßten für solche Ansätze zumindest bei den Tetrateuchtexten viel breitere Einheiten analysiert werden, nicht solche Textatome, um zu einigermaßen sicheren Aussagen zu kommen. Eine Fehlleistung ist die Auseinandersetzung mit J. Halbe (101–105), denn Halbe will auf den diskutierten Seiten seines Buches (Das Privilegrecht Jahwes Ex 34,10–26, S. 55–95) gerade nicht jahwistischen Ursprung von Ex 34,10 a nachweisen, sondern (wenn auch nicht „deuteronomistischen“ im Sinn der Abhängigkeit von Dtn und DtrG, so doch) proto-deuteronomischen. R. hätte sich mit der Argumentation Halbes auf dessen S. 270–301 auseinandersetzen müssen, wo argumentiert wird, Ex 34,10–26 in seinem Grundbestand sei ein eigenständiger, vom Jahwisten in sein Werk integrierter Text. Die Serie der Texte mit *nipla'ot* spielt dabei allerdings keine Rolle.

Der 2. Teil des Buchs ist etwas weniger atomistisch. Er geht auf die Erzählungen ein, die vom Bündnisverbot und vom Verbot des Konnubiums handeln: Jos 9, Jos 10 und Gen 34 (171–220). Hier werden neben E. Otto vor allem G. Schmitz und J. Halbe als Gegner ins Auge gefaßt. Auf denjenigen Textbestand, um dessen historische Einordnung diese Autoren vor allem ringen, nämlich Ex 34,10–26 und Parallelen, geht R. nicht ein. Vermutlich setzt er alle diese Texte von vornherein in zumindest schon exilische Zeit und braucht sich deshalb nicht weiter um sie zu kümmern. Er findet dann, daß Jos 9 auch deuteronomistisch ist, daß Jos 10 eine alte Heldensage enthält, die aber erst in der deuteronomistischen Gestalt literarisch greifbar wird, und daß Gen 34 zwar nicht deuteronomisch ist, aber deuteronomistische Theoriebildung voraussetzen könnte. Mir scheint die Argumentation mehrere Stellen zu enthalten. Ist nicht zum Beispiel die Unterscheidung von zwei verschiedenen Arten von Gibeoniten reichlich spekulativ (181–187)? Ist es richtig, das Verhältnis der Israeliten zur nichtisraelitischen Bevölkerung so stark an den Namen „Kanaanäer“ zu binden (214 ff)? Daher

erscheint mir auch die am Ende sich ergebende Gesamtheorie zum Verhältnis Israel-Kanaanäer keineswegs als gesichert: zuerst rein soziale Spannung, bei Jehu zum erstenmal mit nationalem Unterton und erst in deuteronomistischer Literatur langsame Theologisierung und Verbindung mit dem Ersten Gebot. Zu einer so den Texten widersprechenden Theorie kommt man nur, wenn man wesentlich mehr Texte als die ausdrücklich behandelten insgeheim schon spät datiert. Aber wo holt man sich dann noch die Basis her, um überhaupt Aussagen über die Frühzeit zu machen, und dann gar noch die neuzeitlich-mittleuropäisch klingende, es habe sich nur um „soziale“ Spannungen gehandelt? Im übrigen glaube ich, daß die Lösung der Frage nach Existenz, Umfang und Zeitansatz des „Jahwisten“ vielleicht doch auch unabhängig von einer Gesamtlösung des „Kanaanäerproblems“ gefunden werden kann.

Der 3. Teil des Buchs (221–315) vergleicht Dtn 1–3, die als Anfang des Deuteronomistischen Geschichtswerks betrachtet werden, mit ihren allgemein angenommenen Vorlagen in Exodus und Numeri: also Dtn 1,9 ff mit Ex 18,13 ff und Num 11,4 ff, Dtn 1,19–46 mit Num 13 f (hier wird auch Jos 14,6–15 zugezogen), schließlich Dtn 2 f mit Num 21 (und Ri 1 und 11). Von einer Grundschrift in Ex 18,13 ff (wo aber sowieso für die Parallele in Dtn 1,9 ff ein besonderer Spätansatz gilt) abgesehen, hält R. ganz Dtn 1–3 gegenüber den Paralleltexten in Ex und Num für den jeweils älteren Text. Besonders wichtig ist die Nachordnung der älteren Schicht von Num 13 f (deren durchgehende Nichtunterscheidung auf S. 269 f dürfte ein reines Versehen sein) hinter Dtn 1,19–46 (289–293) und von Num 21,21–31 hinter Dtn 2,26–37 (308–313). Erst dadurch entsteht das einheitliche Bild einer deuteronomistischen Priorität. Der Gegner, mit dem vor allem und sehr ausgiebig gefochten wird, ist S. Mittmann. In der kritischen Beurteilung von dessen „literarkritischer“ Prozedur kann man R. fast immer nur zustimmen. Aber ob sich dabei notwendig die Folgerungen von R. ergeben? Es ist bedauerlich, daß R. sich nicht mehr mit älteren Autoren und mit den Texten selbst auseinandergesetzt hat. Vor allem hätte ich mir gewünscht, daß Dtn 1–3 zunächst einmal als literarisches Gefüge analysiert worden wäre, und dasselbe gälte von manchen Paralleltexten. Oft könnte nämlich vom Kontext her deutlich werden, warum hier gegenüber einem Paralleltext anders formuliert ist, dort aber nicht, und manche nur punktuell bestimmte Abhängigkeitsrichtung wäre eher umzudrehen. R. hat M. Noths einflußreichen Artikel über Num 21 in dessen differenzierten Ergebnissen (zum Teil diese, zum Teil jene Priorität) zugunsten genereller Priorität von Dtn 2 f vereinfacht. Mir kam beim Studium seiner Argumente die Versuchung, es eher einmal umgekehrt zu versuchen und durchzuprobieren, ob in Num 21 nicht nur (mit Noth) die Vorlage der deuteronomistischen Sihon-Darstellung, sondern auch (gegen Noth) die der deuteronomistischen Og-Darstellung zu finden ist.

Ich fasse zusammen. Selbst wenn R. überall da, wo er Texte aus Genesis bis Numeri als nach-deuteronomistisch nachgewiesen zu haben glaubt, im Recht wäre, könnte es noch sein, daß es einen „salomonischen Jahwisten“ gegeben hat, zu dem die von ihm behandelten Texte nur nicht gehörten. Eine Theorie dieser Art scheinen ja P. Weimar und E. Zenger zur Zeit zu entwickeln. Doch mich haben selbst bei den von R. behandelten Texten seine Argumente für den von ihm ins Auge gefaßten Spätansatz des „Jahwisten“ nur in Ausnahmefällen überzeugt.

Noch einige Hinweise auf R.s Methodik, wobei alles bisher schon nebenbei Angemerkte nicht wiederholt werden soll. In die oft sehr an Textdetails gebundene Einzelargumentation sind häufiger, als man auf den ersten Blick wahrnimmt, vorgegebene Annahmen eingeflossen, etwa der Art, daß Dtn 1–3 die Wüstenwanderung erzählen will, oder daß die frühen Israeliten Nomaden waren, oder daß Eroberungserzählungen erst dann zu entstehen pflegen, wenn durch äußere Feinde später einmal die betreffende Stadt oder das betreffende Land bedroht und der Besitz dadurch wieder in Frage gestellt wird. Die Gefahr ist zumindest sehr groß, daß mit Hilfe solcher Prämissen schon jener Gesamtentwurf eingebracht wird, der am Ende herauskommt. Auch wo die Nomadentheorie es nicht schon von vornherein ausschließt, für bestimmte Nachrichten auch einen historischen Ort in der Frühzeit zu suchen, schein R.s Bild der Frühzeit so vage zu sein, daß er bei der Frage nach historischen Orten eigentlich erst in der Königszeit anfangen kann. Erst da ist zum Beispiel Bedrohung der Grenzorte denkbar, nicht in der vorstaatlichen Zeit. In der Definition des Deuteronomischen und Deuteronomistischen werden, vielleicht sogar bewußt, Differenzierungen ausgelassen, die doch eigentlich heute schon erarbeitet sind: die gesamte nachdeuteronomistische, von deuteronomisti-

schem Stil und Denken beeinflusste Literatur wird hinzugenommen; die Thesen anderer über ältere proto-deuteronomische Wurzeln der deuteronomistischen Literatur werden nicht zur Kenntnis genommen. Der Umgang mit Literatur ist selektiv, vor allem hinsichtlich von Arbeiten, die nicht gerade die letzten zu einem bestimmten Text sind, aber auch wieder nicht sehr weit zurückliegen. Über die Nichtbeachtung eigener Veröffentlichungen möchte ich mich nicht beklagen. Doch scheint es mir zum Beispiel mehrfach der Untersuchung geschadet zu haben, daß S. E. McEuenues Buch über „The Narrative Style of the Priestly Writer“ (Rom 1971) nicht zu Rate gezogen wurde.

All dies zwingt zu sehr aufmerkamer Lektüre des Buchs, und es sei davor gewarnt, im üblichen Jargon einfach von dessen „Ergebnissen“ zu sprechen. Das wäre auch keineswegs im Sinne des Autors. Er hat den Mut gehabt, ein meist scheu umgangesenes, äußerst schwieriges Problemfeld zu betreten und dort neu zu graben. Er hat außerordentlich genaue und intelligente Einzelarbeit investiert. Er hat keine Angst vor Tabus gehabt. Er hat eine hier leider unbesprochen gebliebene Fülle ausgezeichnete Einzelbeobachtungen gemacht. Wer sich in Zukunft mit den von ihm behandelten Texten beschäftigen will, muß sich mit seinen Ausführungen auseinandersetzen. Deshalb habe ich die Texte in dieser Besprechung alle aufgezählt. Und auch wenn die Gesamtheorie, die R. entwirft, nach meinem Gefühl sich auf die Dauer als unhaltbar zeigen wird, wäre es gut, wenn zunächst sogar noch einige Arbeit getan würde mit der Absicht, sie zu verifizieren. Auch die ungewollte Falsifizierung einer Hypothese ist echte Erkenntnis, und unterwegs können wieder ganz neue Dinge ins Blickfeld geraten.

N. Lohfink S.J.

Thiel, Winfried, *Die deuteronomistische Redaktion von Jeremia 26–45. Mit einer Gesamtbeurteilung der deuteronomistischen Redaktion des Buches Jeremia* (Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament 52). Neukirchen-Vluyn: Neukirchner Verlag 1981. VIII/138 S.

Die für die Jeremiaforschung hochbedeutsame Ostberliner Dissertation von Th., *Die Deuteronomistische Redaktion des Buches Jeremia* (1970), war 1973 wohl aus äußeren Gründen nur teilweise veröffentlicht worden, unter dem Titel: *Die deuteronomistische Redaktion von Jeremia 1–25* (WMANT 41). Das war ein Torso, da es ja sinnlos ist, eine Untersuchung über die Redaktionsarbeit in Jer nach Jer 25 abzubrechen. Um den Rest der Arbeit einzusehen, mußte man das Glück haben, eine der wenigen ursprünglich für die Vorlage beim Fachbereich vervielfältigten Exemplare vom Autor erhalten zu haben. Nun ist also auch der Rest der Arbeit veröffentlicht. Das Ganze kann nur nachdrücklich der Aufmerksamkeit aller, die sich mit dem Jeremiabuch beschäftigen, empfohlen werden. In dieser Arbeit ist, um es auf eine grobe Formel zu bringen, konsequent und meines Erachtens mit positivem Ergebnis nachgeprüft worden, ob das, was seit Mowinckel als Quelle C bezeichnet wird, wirklich der Buchredaktion schon vorgegebene Texte oder nicht vielmehr das Ergebnis der Redaktionsarbeit selbst sei, deren Spuren sich auch sonst vielfach im Text finden. Im Gegensatz zum ersten veröffentlichten Band ist der zweite Band nicht textlich mit der Dissertation identisch. Diese ist durchgehend überarbeitet und gekürzt worden. Die inzwischen erschienene Literatur ist gründlich aufgearbeitet und zitiert. Doch fand ich keine wesentlichen Änderungen in der Sachauffassung. Daß die Untersuchung mit Jer 45 endet, ist darin begründet, daß Th. die Völkerorakel (als deren ersten Ort er übrigens die Stelle annimmt, wo sie in der LXX stehen) auf eine postdeuteronomistische Redaktion zurückführt. Am Ende findet sich ein sehr klarer und übersichtlicher zusammenfassender Teil über den „Charakter der deuteronomistischen Redaktion“ (91–115), der sich auf das gesamte Jeremiabuch bezieht, und ein Exkurs über „Neuere Tendenzen der Jeremia-Forschung“ (116–122). Hier setzt sich Th. in ausgewogener Weise mit der parallel zu ihm erarbeiteten oder auch schon ihm folgenden wichtigeren Jeremia-Literatur auseinander, vor allem mit H. Weippert, H. Lörcher, E. W. Nicholson und K.-F. Pohlmann. Auf diesen Exkurs sei besonders hingewiesen, er stellt sehr genau die augenblicklichen Tendenzen und Positionen heraus. Am Ende macht Th. selbst auf einige noch ungelöste Aufgaben der Jeremia-Forschung aufmerksam. Daraus möchte ich vor allem eines unterstreichen: Die durch 4QJer^b (hebräische Fragmente, die dem LXX-Text entsprechen, nicht der masoretischen Texttradition) völlig auf den Kopf gestellte textkritische Situation verlangt eigentlich, daß alle stil- und redaktionsgeschichtlichen Arbeiten der letzten Zeit